



# Aus der Spur

Marco Müller

g

Roman



ss

Marco Müller

Aus der Spur

Roman

edition gai saber

Alle Rechte vorbehalten Copyright © edition gai saber AG Zürich

1. Auflage, 2022

[www.gaisaber.ch](http://www.gaisaber.ch)

Lektorat / Korrektorat: Daniel Nussbaum

Covermotiv: edition gai saber

ISBN: 978-3-907320-16-7

Nina

*Tout notre mal vient de ne pouvoir être seuls.*

Jean de La Bruyère

*But something is happening here  
and you don't know what it is  
do you, Mr. Jones?*

Bob Dylan, Ballad of a Thin Man

## ERSTER TAG

Wie alle Kinder wurde ich an den Tagen, an denen ich zur Schule musste, von meiner Mutter geweckt. Sie kam gegen sieben zu uns ins Kinderzimmer, stieß die Fensterläden auf und hieß mich und meinen Bruder mit widerspruchsresistenten Mutterworten aufzustehen. In meiner Erinnerung jedoch scheint es mir, als ob es eine während der Nacht stets von Neuem nachwachsende Vorfreude gewesen wäre, die mich aus dem Schlaf kitzelte, mich bis in die Zehenspitzen ausfüllte und so einen weiteren Tag voller aufregender kleiner Abenteuer ankündigte.

Zum Frühstück, das ich mit meinem jüngeren Bruder am Küchentisch einnahm, gab es jeden Morgen Haferflockenbrei mit einem gelbschimmernden Auge zerlassener Butter darauf, den wir stumm in uns hineinlöffelten, bis auf dem Grund unserer Plastikteller die schon arg zerkratzten Walt-Disney-Motive zum Vorschein kamen. (Auf dem meines Bruders waren es die drei Neffen von *Donald Duck*, auf meinem *Mickey* und *Goofy*.) Und schon befand ich mich auf dem Weg in die Schule, der mir noch heute in allen Einzelheiten gegenwärtig ist, und auf dem bereits die ersten Aufregungen auf mich warteten, was auch daher rührte, dass ein paar Häuser weiter ein kaum erforschter Kontinent begann, der Geheimnisse und Gefahren in sich barg (andere Kinder, die ich nicht kannte, misstrauisch dreinschauende Erwachsene), weshalb es nicht ratsam schien, vom vertrauten Pfad abzuweichen. Mein Schulweg führte durch eine für mein damaliges Empfinden uferlose, von wenig befahrenen Quartierstraßen erschlossene Vorstadtsiedlung, die aus weitgehend identischen, wie hingewürfelten drei- oder viergeschossigen Mehrfamilienhäusern bestand, die von Rasenflächen mit eingesprenkelten Bäumen umgeben waren, an denen wir unsere Kletterkünste erprobten. Dieser begrünte Siedlungsbrei am nordöstlichen Rand von Zürich, der in der Nachkriegszeit aus einem verschlafenen Bauerndorf

hervorgequollen war, wurde in meiner Kindheit mehrheitlich von einem bescheiden lebenden Mittelstand bewohnt (dem wir selbst auch angehörten), der zwar zusehends vom allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung profitierte, die Kleinbürgerexistenz aber immer noch als seine natürliche Lebensform betrachtete und dem darum jegliche Extravaganzen, für die vor allem die Jugend in gefährlicher Weise anfällig schien, bis ins Mark suspekt waren.

Mit dem mit Kuhfell überzogenen Schulranzen auf dem Rücken zog ich los, machte zwischendurch den einen oder anderen Hüpfen, bis sich die erste Attraktion, etwa in Form einer Baustelle, ankündigte, nicht mehr als ein mit Holzlatten eingezäuntes mannstiefes Loch in der Straße, in dem ein Arbeiter mit südländischem Aussehen einem nur ihm bekannten Plan folgend vor sich hin schaufelte. Für ein neugieriges Kind aber unterhaltsam genug, um gaffend etwas Zeit zu verbummeln. Manchmal rollte eine Polizeistreife bedrohlich langsam die Straße entlang, was mich schuldbewusst den Kopf einziehen ließ, oder ein toter Spatz lag neben dem Weg – ein schauerlicher Fund, der unverzüglich nach einer eingehenden Untersuchung verlangte. Fast immer stieß ich unterwegs auf Klassenkameraden, die wie ich von ihren Müttern, von denen damals die wenigsten berufstätig waren, mit den immer gleichen Ermahnungen auf den Weg geschickt worden waren; und dann gab es gleich allerhand zu bereden, denn für uns war die Welt noch so neu, als ob sie erst gerade erschaffen worden wäre. Und wir waren Entdecker und Eroberer, die das unverschämte Glück hatten, dass das Unbekannte direkt vor ihrer Nase lag.

Das Schulhaus meiner ersten Bildungsjahre bestand aus einem langgestreckten zweigeschossigen Bau, in dem die Klassenzimmer untergebracht waren, einem angrenzenden Gebäude, wo sich das Lehrerzimmer und die Wohnung des Hauswartes befanden, der Turnhalle, in der es nach Schweiß und Ledermatten roch, und zwei Pausenplätzen, wobei der eine einem ungeschriebenen Gesetz gehorchend von den Großen benutzt wurde, den Zehn- bis Zwölfjährigen, und der andere von den Erst- bis Drittklässlern, zu denen ich gehörte.

Das Schrillen der Pausenglocke scheuchte uns unter Johlen und gegenseitigem Knuffen in unsere Klassenzimmer, und hatte auf dem

Pausenplatz eben noch das Gesetz des Stärkeren gegolten, was unter uns Knaben eine nie abschließend definierte Hierarchie schuf (bei den Mädchen gab es eine feinere Art der Hierarchie, die uns Knaben aber nicht verständlich war), galt nun ein anderes Gesetz. Das Gesetz trug eine Hornbrille und hieß Fräulein Büchi. Bei Fräulein Büchi lernte ich Lesen und Schreiben und es war auch sie, die mir nach zwei Jahren, während derer wir zuerst Buchstaben, dann ganze Wörter und schließlich kurze Sätze (Susie hat eine Fahne. Peter hat ein rotes Fahrrad.) mit Bleistift schreiben übten, meinen ersten Füllfederhalter aushändigte. Ich platzte schier vor Stolz und Glück, als ich das glänzende Gerät wie eine hohe Auszeichnung entgegennahm, hätte es aber trotzdem nicht geglaubt, wenn mir damals gesagt worden wäre, dass kein anderer Moment meiner Bildungslaufbahn an diesen herankommen würde. Aber so war es.

Ich kann mich nicht erinnern, mich in der Primarschule je gelangweilt zu haben. Zu betörend war der Geruchscocktail aus Bohnerwachs, Papierleim, frisch angespitzten Bleistiften und Radiergummikrümeln, zu geheimnisvoll die Schulbücher, deren Inhalte wir innerhalb nur eines Jahres verstehen lernten, sodass wir jedes Jahr neue ausgehändigt bekamen, die uns wieder vor Rätsel stellten, zu erregend die Pausen zwischen den Schulstunden, in denen wir uns raufte oder die Mädchen foppten und an den Haaren zogen. Und noch wurden wir nicht behelligt von der Sehnsucht nach dem Erwachsenwerden. Wir lebten ganz in der Gegenwart, die uns mit einem unstillbaren Hunger nach Erleben und einem naiven Optimismus ausstattete, obgleich ihr auch Tränen und Flügelschläge einer rätselhaften Traurigkeit eingewoben waren.

Es gab auch die anderen Kinder, die ernsten, schüchternen und schweigsamen. Sie schienen mit mindestens einem Bein in einer anderen Welt zu stehen, wofür es wohl Gründe gab, dies zu begreifen jedoch uns nicht gegeben war, weshalb es uns auch nur selten in den Sinn kam, sie an unseren Vergnügungen teilnehmen zu lassen. Es waren traurige Außenseiter, die bei jeder Gelegenheit als Ziele unserer Spottlust herhalten mussten, bei jedem Spiel, bei welchem zwei Gruppen zu bilden waren, wie von Zauberhand überzählig blieben und bei Kindergeburtstagen nur eingeladen wurden, weil unsere Mütter keine Ahnung hatten, und die an solchen Anlässen auch meist

nur verloren herumstanden. Ich aber war die meiste Zeit ein fröhliches Kind (es gibt genug Fotos, die das bezeugen) und somit einfach so, wie die meisten anderen auch.

Ich stehe mit der Kaffeetasse in der Hand am Küchenfenster, in der obersten Etage eines Eckhauses, und schaue, noch nicht vollständig wieder zurückgekehrt aus der Erinnerung, in den Himmel, dessen Saum die vor mir liegenden Giebel der Altstadt berührt. In der Nacht hat es noch vereinzelt geregnet, aber die Kumuluswolken, die jetzt durch das wiedererstarkte Blau Richtung Osten trödeln, sind schon die Nachhut des Tiefs, welches uns zwei weitere kühle und nasse Augusttage beschert hat. Der Sommer war dieses Jahr von Beginn an nicht mehr wert als die Versprechungen eines Gebrauchtwagenhändlers, von einigen spärlichen heißen Tagen abgesehen, weshalb sich die Hoffnungen der Menschen längst auf den Herbst richten, bevor es wieder ab in den dunklen Tunnel der Wintermonate geht. Aber der heutige Tag scheint eine angenehme Unterbrechung der meteorologischen Tristesse zu versprechen, was möglicherweise auch das plötzliche Aufblühen von sonst sich bei mir selten regenden Kindheitserinnerungen erklärt.

Es ist schon nach acht Uhr und ich habe es immer noch nicht eilig, ins Büro zu gehen, obwohl um halb neun die Präsenzzeit beginnt, stehe am Fenster, unfähig einen Schritt zu tun und warte – ja, auf was eigentlich? Auf alles und nichts, wie es scheint, wobei das Nichts die bedeutend besseren Karten hat. Der letzte Schluck Kaffee ist schon kalt. Ich stelle die Tasse in die Spüle, gehe ins Bad, erledige, was es noch zu erledigen gibt, ziehe aus purer Gewohnheit die Regenjacke an und mache mich auf den Weg ins Büro.

Ich fahre mit dem Lift die drei Stockwerke hinunter und trete vor das Haus, in dem ich seit über einem Jahr Mieter bin, mir aber immer noch wie ein Durchreisender vorkomme. Das Buchantiquariat im Erdgeschoss hat noch nicht offen, durch das Schaufenster jedoch sehe ich den Besitzer als Schemen zwischen den Regalen herumschleichen. Vielleicht sollte ich dem Laden wieder einmal einen gutnachbarlichen Besuch abstatten, aber das denke ich oft und tue es dann doch nicht. Ich halte links die Straße hinunter, vorbei an der Johanniter-Bar, in der alles so ist, wie es schon vor Jahrzehnten war, vorbei an der Metallrock-Bar, einem übertrieben düsteren Schuppen für junge Leute, die

es gerne übertrieben düster haben (beide natürlich geschlossen um diese Zeit), passiere ein weiteres Buchantiquariat und einen Buchladen für Geschichte und Philosophie (die Universität ist nicht weit), das etwas aus der Zeit gefallene Kino Alba auf der anderen Straßenseite, in das ich an gewissen Abenden, an denen ich mir selbst nicht geheuer bin, gerne meinen Fuß setze, um egal was für einen Film zu schauen, gehe vorbei am Hotel Rütli und dem von Türken geführten Coiffeursaloon, der mit tiefen Preisen und einer mediterran gutgelaunten Bedienung lockt, unter der Stahlbrücke der Standseilbahn hindurch, die hinauf zur Polyterrasse und der Technischen Hochschule führt, bis ich ans Ende meiner Straße gelange, wo sich wie ein Kuckucksei ein Starbucks eingestrichelt hat und so tut, als gehöre er tatsächlich hierher. Dann bin ich am Central und mitten im Leben, wenn man als Maßstab dafür die Dichte an Verkehr und Menschen nimmt.

Das Tram Nummer drei bringt mich über die Bahnhofbrücke zum Hauptbahnhof, aus dem Ströme von Pendlern quellen, die tägliche Bluttransfusion für die Büros der Innenstadt. Weiter geht's die breite, selbst um diese Zeit leer wirkende Löwenstraße hoch, die sich einen eigenen Charakter zu verbieten scheint, um stattdessen den Abglanz der nahen Bahnhofstraße für sich zu beanspruchen, wo sich exklusive Boutiquen, Juweliere und Banken dem Geld der Betuchten annehmen. Weiter über das kaum Wasser führende, steinige Bett der Sihl, der alten Kaserne entlang und zum Stauffacher, einem der vielen Plätze Zürichs, die gar keine richtigen Plätze sind, weil es in dieser Stadt, die auf zwei Seiten durch Hügelketten und der dritten durch einen See begrenzt wird, dafür schlicht an Raum mangelt.

Ich steige aus und steure auf das Gebäude zu, in dem, direkt über der Ladenzeile, das Büro von ProSoft liegt. Die Türe zu unserem Büro steht offen und wie ich eintrete, schlägt mir der vertraute Geruch von Spannteppichen, Druckerpapier und segensreicher Arbeit entgegen. Die Etage besteht aus einem einzigen Raum und gleich beim Eingang ist die Administration untergebracht, verkörpert durch Lynn und Carla, zwei quirligen Mädchen Anfang zwanzig, denen man etwas Besseres wünschen möchte, als in diesem Gummibaumterrarium zu versauern; aber sie scheinen diese Art Wünsche nicht nötig zu haben, begrüßen mich beide mit einem munteren »Guten

Morgen Martin!« und strahlen mich an, als ob ich ihnen gleich die Mobilnummer von Robert Pattinson verraten würde. Es ist offensichtlich, dass sie gerade ein Gespräch über private Angelegenheit führten, in denen vermutlich Männer, die nicht viel älter als mein Sohn sind, die Hauptrollen spielten.

Ich schenke ihnen mein Alles-in-bester-Ordnung-Lächeln, wünsche ebenfalls einen guten Morgen und gehe durch den Raum an den Pulten der *Sales* vorüber, von denen die meisten außer Haus sind, wie man es von tüchtigen *Sales* erwartet, außer Christoph, der seine Krawatte lässig auf Halbmast trägt, dazu passend die Ärmel seines Armani-Hemdes aufgekrempelet hat und mit der Eindringlichkeit eines Schlangenbeschwörers in seinen Telefonhörer spricht, gerade einen potenziellen Kunden rumzukriegen versucht und mich deshalb gar nicht wahrnimmt; und Rose, die eben mit einem Stapel Unterlagen aus dem Büro des Chefs kommt und derbe englische Flüche von sich gibt, während sie in ihren schwarz glänzenden High Heels an ihren Platz zurückstampft, um dort die Unterlagen mit Wucht auf ihren Schreibtisch zu knallen.

»Guten Morgen Rose!«, zwitschere ich aus sicherer Entfernung.

Sie dreht den Kopf missmutig in meine Richtung und zischt ein »*Morning!*« zurück. Ich nehme es nicht persönlich, denn aus Erfahrung weiß ich, dass sie später zu mir stöckeln und vertraulich eine Gesäßhälfte auf mein Pult quetschen wird, um mit der süßesten Judy-Garland-Mädchenstimme etwas Konversation zu machen, weil die aus einer australischen Kleinstadt stammende Rose zwar ein harter Brocken ist, aber die harte Schale eben doch einen weichen Kern birgt und sie in mir außerdem einen Geistesverwandten sieht (was ich nicht bin), der wie sie eigentlich zu Höherem berufen wäre.

Ganz hinten im Büro, gleich neben der Glaszelle des Chefs, sind die Arbeitsplätze der *Researcher*, die das in der Firma wenig angesehene Privileg genießen, nicht in Anzug und Krawatte oder einem Businesskostüm rumlaufen zu müssen, da wir *Researcher* eine reine Backoffice-Funktion haben, und mit meinem Auftauchen ist die Abteilung auch schon vollzählig: Mia, vor einem halben Jahr zum *Team Leader* befördert und somit meine direkte Vorgesetzte, Patrick, der erst vor drei Monaten dazugestoßen ist, ein

ehemaliger Kellner aus dem Vorarlberg, der sich vorgenommen hat »mal so richtig Kohle zu scheffeln« und ich, mit zwei Jahren fast gleich lange dabei wie Mia und zufälligerweise aufs Jahr gleich alt wie meine beiden Mitstreiter zusammengenommen.

»Hallo Martin, schön, dass du kommst!«, begrüßt mich Mia mit einem Unterton, den sie ziemlich sicher in einem Weiterbildungsseminar für Führungskräfte aufgeschnappt hat. Es ist bereits viertel vor neun und ich weiß, dass sie deswegen von mir wenigstens eine Andeutung von Zerknirschtheit erwartet. Mein Zuspätkommen ist nicht von Belang, aber da sie glatt meine Tochter sein könnte, was in ihren Augen eine latente Bedrohung ihrer Autorität darstellt, erwartet sie von mir regelmäßig kleine Zeichen der Unterwerfung, damit die Kirche im Dorf und ihr Selbstbild als aufstrebende Kaderfrau intakt bleibt. Außerdem hat sie natürlich längst spitzgekriegt, dass ich den ganzen Zirkus hier nicht ernst nehme (das schlimmste Sakrileg überhaupt), obwohl ich meinen Job anständig zu erledigen versuche; aber ich fürchte, ich wirke dabei so überzeugend wie der Osterhase als Weihnachtsmann.

Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, auch wenn es nur der kleine Finger ist. Eigentlich mag ich junge Leute, weil sie mich daran erinnern, dass es immer noch eine Zukunft gibt, und ich will sie deshalb auch nicht entmutigen, selbst wenn sie offensichtlich auf dem Holzweg sind.

»Hallo allerseits! Das Tram kam leider wieder mal reichlich verspätet. Lange keines, dann dafür zwei gleich hintereinander! Diese Stadt ist morgens bis zum Hals verstopft!« Ich presse die Lippen zusammen und schüttele den Kopf, um exklusiv für Mia so etwas wie Ärger auszudrücken.

Sie lächelt mich an, dünnlippig zwar, aber sie lächelt, weil ich ihrer Meinung nach artig durch den Reifen gesprungen bin. »Kauf dir doch ein Fahrrad. Fahrradfahren ist cool und man kommt viel schneller durch die Stadt. Und es hält jung.« Sie blinzelt zufrieden, hat sie doch unseren Altersunterschied auf eine für sie vorteilhafte Art ins Spiel bringen können und sich gleichzeitig von der jovialen Seite gezeigt. Wahrscheinlich hält sie sich jetzt für ein Naturtalent in Personalführung. Ich lasse ihr den kleinen Triumph, auch wenn Patrick, der die Szene mitverfolgt hat, mich von seinem Platz aus mit stummen Gesten

dazu auffordert, ihr den Hintern zu versohlen. Aber dafür fühle ich mich nicht zuständig. Ich setze mich vor meinen Bildschirm, wecke das schlafende Ünding mit einem Knopfdruck, schiebe einige herumliegende Dossiers von rechts nach links und wieder zurück und bin endlich bereit, mein löchriges Netz nach Datenbankspezialisten, Softwareentwicklern, Programmierern und Firstlevel-Supportern auszuwerfen.

ProSoft ist ein britisches Unternehmen mit Niederlassungen in Deutschland und der Schweiz und auf *Contracting* im IT-Bereich spezialisiert, auch *Body Shopping* genannt. Wir heuern IT-Leute für die Projekte unserer Kunden an, kriegen von den Kunden eine Menge Geld dafür, geben einen Teil davon an die bei uns unter Vertrag stehenden IT-Leute weiter (die dabei immer noch gut wegkommen) und sind alles in allem fein raus. Der *Researcher* sucht die IT-Leute und der *Sales* ist für deren Platzierung und das Anlandziehen der Projekte zuständig, weshalb er mehr verdient als ein *Researcher*, der nur Zudiener des *Sales* ist. Der *Sales* ist direkt am Gewinn beteiligt, der von den *Contractors*, also den IT-Fritzen, für die Firma eingefahren wird. Deshalb ist es für den *Sales* wichtig, so viele *Contractors* wie möglich im Feld zu haben, da sie schließlich auch für ihn schufteten. Damit der *Researcher* einen Anreiz hat, für den *Sales* möglichst viele geeignete Kandidaten zu finden, bekommt er, falls ein von ihm aufgespürter IT-Mensch vom *Sales* platziert werden kann, einen Bonus. Wenn so etwas passiert, spricht man von einem *Deal*. *Sales* und *Researcher* fallen sich in die Arme und freuen sich gemeinsam darüber, mit anderer Menschen Arbeit so unkompliziert gutes Geld zu verdienen.

Es ist also ein Geschäft, das jedes Kleinkind schnell kapiert und aufgrund der Provisionen, die *theoretisch* ziemlich fett ausfallen können, so manchen anlockt, der vorher einen normalen, möglicherweise sogar vernünftigen Beruf ausgeübt hat. Da es gleichzeitig ein schnelllebiges Geschäft ist, bei dem jeder nur an sich denkt (der Teamgedanke wird dennoch unablässig wie ein Mantra beschworen), und ProSoft nicht zu den Hochglanzfirmen der Branche gehört, ist die Fluktuation beim Personal

beträchtlich. Die jüngeren *Sales* (die meisten sind unter dreißig) betrachten ihren Job hier meist nur als Sprungbrett und träumen davon, von einem ihrer Kunden, am besten von einer Investmentbank, abgeworben zu werden und an das richtig große Geld ranzukommen. In der Regel landen sie aber nur bei der Konkurrenz, wo sie den gleichen Kram machen wie vorher. Einige steigen nach ein paar Jahren ganz aus, weil sie entdecken, dass die Jagd nach Provisionen sie erstaunlicherweise doch nicht glücklich macht, gehen zurück in ihren angestammten Beruf, arbeiten wieder als Bäcker oder Kleinkinderzieherin, oder nehmen das geschmissene Studium wieder in Angriff und werden doch noch mittelmäßige Paläontologen oder unterbeschäftigte Kunsthistoriker.

Aber auch bei ProSoft gibt es den einen oder anderen Veteranen. Rose zum Beispiel, die rubenshafte Australierin, die sich gerne derb wie ein Bierkutscher gibt, auf deren Schreibtisch das Chaos regiert und die trotzdem regelmäßig von allen *Sales* die beste Performance einfährt. Da sich in der Firma hartnäckig das Gerücht hält, ich sei früher einmal Deutschlehrer gewesen (ich war Geschichtslehrer, aber was macht das schon), habe ich bei ihr einen Stein im Brett, denn Rose hält sich im Grunde ihres komplizierten weiblichen Herzens für ein *akademisches Wesen* und radebrecht fürs Leben gerne Deutsch, wenn sie einen verständnisvollen Deutschlehrer vor sich zu haben meint. So verriet sie mir einmal unter vier Augen, sie studiere nach Feierabend an einer Fernuniversität Architektur (was ich ihr nicht abkaufe) und werde den Job hier nur noch so lang machen, bis sie den Master in der Tasche habe. Sie hat eine vierzehnjährige engelsgleiche Tochter, von der sie mir schon Fotos gezeigt hat, und ist mit einem Kanadier verheiratet, von dem es kein Foto zu geben scheint, den ich mir aber als rauflustigen Holzfäller mit stahlharten Muskeln vorstelle, weil ich mir einen anderen Typ Mann an ihrer Seite schlicht nicht denken kann. Ich mag Rose, auch wenn sie sich nichts daraus macht, alle Welt (und sich selbst) anzuschwindeln, wann immer es ihr gerade passt.

Judy, die auch bald ihre zehn Jährchen in der Firma auf dem Buckel hat, also sozusagen von der Sintflut angespült wurde, ist Amerikanerin (aus New Jersey, wo die meisten Amerikaner zu leben scheinen) und als Frau auf den ersten Blick das Gegenteil von Rose, mit der sie sich aber prächtig versteht. Sie

ist ausgesprochen zierlich, Mitte dreißig und eine wahre Verkaufsfurie, die selbst auf dem Nachhauseweg im Auto noch Personalakten liest (entsprechend unberechenbar ist ihr Fahrstil) und nach Meinung der meisten Bürokollegen ohne Essen und Trinken zu überleben imstande ist. Auch sie hat eine engelsgleiche Tochter, neun Jahre oder so, von der sie mir schon Fotos gezeigt hat, und einen Mann namens Jeff oder Joe, den ich einmal auf einem Familienfoto zu sehen bekam, ein Kerl mit kantigem Gesicht, eisblauen Augen und Millimeterfrisur, erst gerade mit einer Reihe blutgetränkter Orden an der Brust aus dem Marinecorps entlassen, wie ich mir zuerst fälschlicherweise vorstellte (er war tatsächlich nie bei der Army, wie Judy einmal fast mit Bedauern erwähnte); aber die Amerikaner sind eben aus anderem Holz geschnitzt als wir Schweizer, die wir weder ein Gebäude wie das Empire State Building gebaut haben noch auf den Mond geflogen sind und es für selbstverständlich halten, den Gang der Weltgeschichte den Auslandsnachrichten zu entnehmen.

Judy ist bestimmt einer der offenherzigsten Menschen, die je meinen Weg gekreuzt haben, und so heillos unverkrampft, dass sie mir und Patrick bei einem Pausenschwatz ohne mit der Wimper zu zucken einmal gestand, sie habe in jüngeren Jahren selbstverständlich auch schon einen *Threesome* ausprobiert, worauf Patrick und ich nur verlegen den Boden zu unseren Füßen anlächelten.

Hauptsächlich arbeite ich für Judy und Rose, obwohl sie die Unterstützung eines *Researchers* gar nicht benötigen, da sie genug eigene Quellen haben und ohnehin jeden in der Branche kennen. Manchmal geben sie mich sogar bei der Administration als *Researcher* an, selbst wenn ich am Zustandekommen eines *Deals* gar nicht beteiligt war; einfach, weil sie mich, den Deutschlehrer, irgendwie in Ordnung finden, es ihre Provision nicht schmälert und sie wissen, dass meine Erfolgsbilanz immer etwas Politur vertragen kann.

Und da ist noch Bernie, nur wenige Jahre jünger als ich, ein ewiger Junggeselle, der zu viel raucht und als *Sales Manager* der Chef des ganzen Ladens ist. Auf wenige Menschen trifft der Spruch »Wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen um sich werfen« so zu, wie auf ihn, da er tatsächlich in einem

verglasten Büro thront, als wäre er ein wertvolles Ausstellungsstück auf einem Schleudersitz, der ihn irgendwann ohne Vorwarnung durch die Decke katapultieren wird. Allerdings ist ihm das Steinwerfen so fremd wie einem Schotten die Unterhose, obschon Bernie aus Liverpool stammt, wo er in der Backsteinwüste einer Suburb aufwuchs. Etwas an ihm erinnert mich an Ringo Star, auch wenn Bernie eher wie ein gemütlicher Verkäufer von Wensleydale-Käse aussieht, der zufällig in Anzug und Krawatte herumläuft. Vielleicht kommt die Assoziation deshalb auf, weil er mir einmal erzählte, sein Traum sei lange Zeit gewesen, als Radiomoderator zu arbeiten und fetzigen *Rock 'n' Roll* in den Äther zu jagen. Und ich habe keine Schwierigkeiten, ihn mir im Halbdunkel eines kleinen Studios sitzend vorzustellen, fette Kopfhörer an den Ohren, wie er anzügliche Zweideutigkeiten ins Mikrofon brabbelt und auf den Stockzähnen grinst, seine Schweinsäuglein dabei zu Schlitzen verengt, bis er den nächsten Song krachen lässt, *Sympathy for the Devil* oder so was in der Art, sich in seinem Moderatorenstuhl zurücklehnt und vor sich hin strahlt wie ein gut aufgegangener Teig.

Bernie ist überhaupt sehr gesprächig und immer für schlüpfrige Witze zu haben, die von ihm erzählt jedoch merkwürdigerweise nie peinlich, sondern einfach nur komisch sind. Als Chef ist er die Liebenswürdigkeit in Person und bei einem Feierabendbier in einer Bar gab er einmal treuherzig zu, es habe ihm seit seiner Beförderung zum *Sales Manager* bis heute nie jemand erklärt, worin genau eigentlich seine Aufgaben bestünden. Dass er solche hat, wird deutlich, wenn einmal im Monat Jim Keens, der *Manager Europe* von ProSoft, aus London herüberkommt, ein Mann mit klaren Grundsätzen, einer rostigen Stimme und farblosen Lippen, die ich noch nie lächeln gesehen habe. Bernie und Keens sitzen dann bei geschlossener Tür stundenlang in der Glaszelle und wenn Keens wieder herauskommt, weil er die Abendmaschine nach London erwischen will, sieht Bernie immer ziemlich erschöpft und nicht gerade glücklich aus. Und doch ist er nach wie vor unser *Sales Manager*, was uns alle immer wieder erstaunt, ihn aber vermutlich am meisten.

Als ich vor zwei Jahren meinen Job als Geschichtslehrer am *Lyceum Ad Astra* verlor, war ich wütend und frustriert. Und ich war gekränkt. So gekränkt, dass ich den Lehrerberuf endgültig an den Nagel zu hängen beschloss. Ich schrieb deshalb mit wenig Begeisterung zwei Dutzend Bewerbungen für alle möglichen Jobs, wo man ein wenig Grips braucht, obschon ich mir wenig davon versprach, und hoffte im Übrigen auf ein Wunder, auch wenn ich nicht die leiseste Vorstellung davon besaß, wie dieses Wunder aussehen könnte. Letztendlich aber geschehen viele Dinge einfach und wer denkt, seines eigenen Glückes Schmied zu sein, hat noch nie ein wirklich heißes Eisen angefasst.

Ein Kumpel, mit dem ich etwas trinken ging und dem ich nach dem vierten Bier doch noch die Ohren über meine Situation volljammerte, erinnerte sich, wie ein mit ihm befreundeter Informatiker kürzlich eine Firma erwähnt hatte, die wohl irgendwas mit Personalvermittlung zu tun habe und in der es von Quereinsteigern nur so wimmle. Zwei Wochen später saß ich in der Glaszelle Bernie gegenüber, der mit vorgewölbter Unterlippe etwas ratlos meinen Lebenslauf überflog, schließlich seine Patschhändchen darüber faltete, mich mit einem prüfenden Blick bedachte, um dann mit der Miene eines gerissenen Strategen zu fragen: »Herr Maibach, mögen Sie die *Rolling Stones*?« Der Rest unserer Unterhaltung ist mir nur verschwommen in Erinnerung, ähnelte aber dem Geschwafel, welches bei Vorstellungsgesprächen allgemein üblich ist. Jedenfalls verließ ich nach kaum einer Stunde das Büro von ProSoft, um per ersten des nächsten Monats zurückzukommen und meine neue Arbeit als *Researcher* aufzunehmen. Erst später wurde mir klar: Bei ProSoft bekommt jeder seine Chance, wenn er nur verrückt genug ist, sich darauf einzulassen. Egal ob über- oder unterqualifiziert, ob Kindergärtner oder Oldtimer (sofern dieser nicht über fünfzig ist), jeder kann hier mittun, wenn er nur die eine Spielregel einhält, die da heißt: *Erfülle dein Target!*

Über Nacht habe ich eine Mail einer jungen Frau aus Mumbai bekommen, die *very keen* ist, als *Contractor* in der Schweiz zu arbeiten, über zwei glänzende Uniabschlüsse verfügt und auch sonst einen ausgesprochen

vermittelbaren Eindruck macht. Dazu gibt es noch gut ein Dutzend Mails von gestern Nachmittag, die ich noch nicht geöffnet habe und denen ich jetzt dringend zu Leibe rücken muss, da es schon eine ganze Weile her ist, seit ich Judy und Rose zum letzten Mal etwas Brauchbares geliefert habe. Die meisten Leute, die für uns interessant sind, sitzen im Ausland, arbeiten bereits als **Contractor** und sind auf der Suche nach einem möglichst hoch bezahlten Anschlussprojekt. Es sind IT-Nomaden, meistens Männer, selten Schweizer, die für sechs bis zwölf Monate immer gerade dort grasen, wo ihnen das beste Angebot gemacht wird, egal ob in Kuala Lumpur oder in Olten.

Um zehn ist Kaffeepause und noch hat sich die Frage **Was habe ich hier um Himmels willen verloren?** nicht in meinem Kopf blicken lassen. Aber seit der Trennung von Christine beschäftigt mich diese Frage, die mich vorher andauernd vor sich her scheuchte, nur noch an den schlechten Tagen. Ich habe es in weniger als zwei Stunden sogar geschafft, ein paar vielversprechende Kontakte anzubahnen. Bis zur Mittagspause werde ich also etwas trödeln und von Mia unbemerkt online einige Zeitungen durchsehen können. Um halb elf ist das Büro zusätzlich von einigen **Sales** bevölkert, die von ihren Meetings mit Kandidaten oder Kunden zurückgekehrt sind und beflügelt von den in Aussicht stehenden Provisionen telefonisch weitere Meetings anbahnen oder neue Kunden zu akquirieren versuchen, sodass der Raum erfüllt ist von einem kabbeligen Gebrabbel. Mia verkündet irgendwann wichtigtuerisch, am Nachmittag eine Teamsitzung abhalten zu wollen, da von **ganz oben** (will heißen: von Keens) neue **Targets** festgelegt worden seien, was mich nicht im mindesten interessiert, da ich diese Art schwachsinnigen Aktionismus schon zur Genüge kenne, der bei unserem Neuzugang Patrick aber ein besorgtes Stirnrunzeln auslöst. Als er mich ansieht, mache ich eine wegwerfende Handbewegung und grinse ihm kumpelhaft zu. Aber meine Reaktion scheint ihn mehr zu irritieren, als zu beruhigen. Sicherlich hält er mich für einen hoffnungslosen Fall und das kann ich ihm nicht übelnehmen, da mir dieser Gedanke auch schon gekommen ist. Um elf werde ich in meiner Onlinelektüre von Rose gestört, die später als erwartet herübergestöckelt kommt. Sie ist längst wieder bester Laune und offenbar ganz scharf darauf, mich mit den aktuellsten Schlagzeilen ihres Privatlebens zu versorgen.

Während sie noch auf Deutsch versucht, mir die Beschaffenheit der neuen Zahnsperre ihrer Tochter zu erklären, was mich selbstverständlich brennend interessiert, in ihrer Aussprache jedoch so klingt, als hätte sie selbst gerade ein solches Foltergerät verpasst bekommen, streckt Bernie seinen Kopf aus der Glaszelle und bittet mich knapp, ihn doch *for a minute* in seinem Treibhaus zu besuchen.

Rose und ich sehen uns fragend an, dann zuckt sie mit den Schultern, verdreht abschätzig die Augen und stolpert auf ihren Mörderheels zurück an ihren Schreibtisch.

Die Salesleute gehen bei Bernie ein und aus und manchmal fällt auch Mia die Ehre zu, in sein Büro gerufen zu werden, aber sie ist ja auch unser *Team Leader*. Ich war bisher nur einmal in der Glaszelle, bei besagtem Vorstellungsgespräch, und ich frage mich deshalb, was er wohl mit mir Wichtiges zu bereden hat.

»Nimm bitte Platz«, sagt er mit einem sich nach Ruhe sehnenden Lächeln, kurvt um seinen Schreibtisch herum, schließt die Glastüre (kein gutes Zeichen, da sie sonst fast immer offensteht) und quetscht sich in seinen Chefsessel. Für einen Moment schweigen wir beide, als ob wir dem Knistern eines unsichtbaren Lagerfeuers lauschten. Seine Ernsthaftigkeit gefällt mir nicht, aber bevor ich mir darüber Gedanken machen kann, fangen die Dinge auch schon an, ihren Lauf zu nehmen.

»Wie geht es dir, Martin?«, fragt Bernie mit sorgenvoll gesenktem Doppelkinn und nimmt mich ins Visier.

»Wie es mir geht? Ausgezeichnet, würde ich sagen«, gebe ich mit Unschuldsmiene zurück. Mir schwant etwas.

»Mhm, ehrlich gesagt habe ich den Eindruck, es geht dir beschissen. Ich bin mir bewusst, du machst schwierige Zeiten durch, Martin, und du kannst auf jeden Fall auf meine Unterstützung zählen. – Das weißt du doch, oder?«

Ich weiche seinem Blick aus, fühle das Prickeln heftig arbeitender Schweißdrüsen auf meiner Haut. Er weiß, dass Christine und ich uns getrennt haben, denn Trennungen lassen sich noch weniger verheimlichen als Todesfälle. Aber was zum Teufel geht ihn das an?

»Ja, klar. Und ich schätze das wirklich, glaub mir.«